

Wöchentliches Sonntag-Blatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.

Verlag von Edwin Geog's Verlagshaus, Eltville a. Rh.

Vier Könige.

Kriegsroman von U. Gaber.

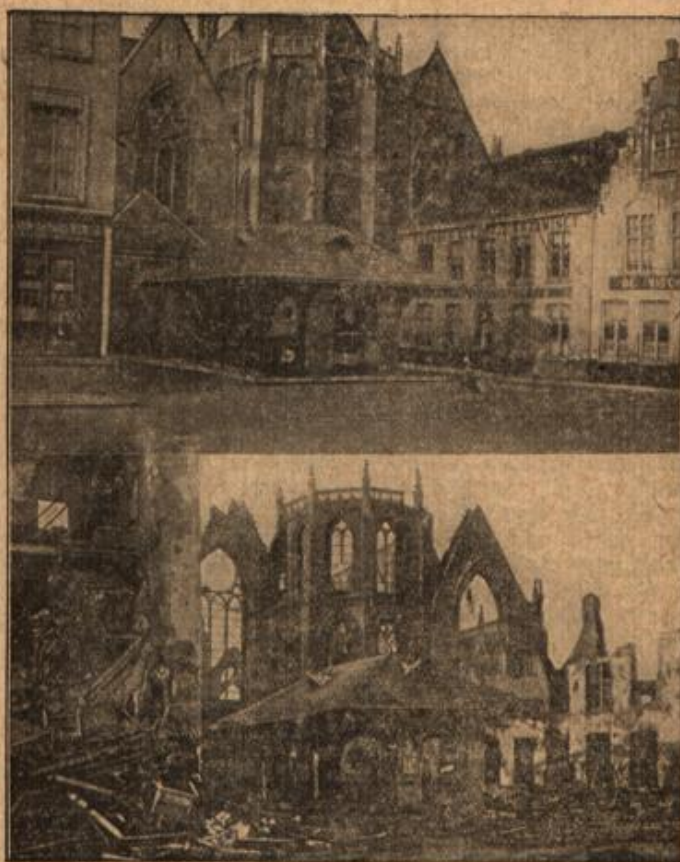
Während der Hauptmann die Ansprache an die Jungmannschaften hielt, stand Frau Viers eingeklinkt in der dichten Menge, die den Kasernenhof füllte und nur mit Mühe durch den diensttuenden Unteroffizier von den Soldaten ferngehalten werden konnte. Die kleine, schwächliche Frau kämpfte wider gegen die ansteigenden Tränen an. Ein freundlicher Zufall hatte es so gefügt, daß sie ihrem Jungen gerade gegenüberstand. Wenn sie durch die Rinde blickte, die zwei riesengroße Federhüte zuweilen freigaben, konnte sie direkt in das Knabengesicht ihres Werner sehen, das von der Wöte innerer Erregung überhaucht war und jetzt bei den mahnenden Worten des Kompagnieführers einen ernsten Ausdruck zeigte. Sie nickte zu ihm herüber und versuchte zu lächeln. Seine Augen grüßten zurück — und um seinen Mund zuckte es verräterisch.

Ein Wald von Blumen wogte um die graubedeckten Helme. Jeder der jugendlichen Kriegsfreiwilligen trug diese bunte Bier; kein einziger stand leer und ungeschmückt da, ohne diese sichtbaren Zeichen der Liebe.

Als die Musik das „Heil dir im Siegerkranz“ anstimmte und der Gesang der Menge sich an den Mauern des Kasernengebäudes brach, drang die Sonne zwischen den Wolken hervor und übergoss das lebensvolle Bild mit strahlendem Leuchten, und da schien es, als ziehe die junge Mannschaft zu fröhlichem Feste aus. Aber die wuchtigen Tritte der schweren Feldstiefel, die jetzt in gleichmäßigem Marsch takte die Steine des Kasernenhofes traten, schrieen die Mahnung hinaus, die in allen Herzen ein zitterndes Echo weckte: „Wir ziehen in den Krieg. In das entsetzliche Ringen ziehen wir, aus der Heimat fort,

jenem Boden zu, der schon so viel von dem Blute unserer Brüder trank, der auch das Blut von manchem der Unseren schluden wird. Wir ziehen hinaus, frei-

einmal versuchte jeder an die Seite seines Kriegers zu gelangen, um Abschiedsworte zu tauschen. Auch Frau Viers wagte ein paar Schritte nach der Richtung hin, wo



Dom westlichen Kriegsschauplatz: Der Fischmarkt in Dismuiden vor der Beschließung der Stadt und nach derselben.

willig, um mit unserer jungen Gliederkraft eine Wehr zu bilden zu Deutschlands Schutz.“

Die Menge drängte vorwärts. Noch

ihre Sohn stand. Er kam ihr einige Schritte entgegen, und nun legten sie Hand in Hand und — lächelten einander zu.

Ein junges Mädchen, das bisher in einiger Entfernung gestanden und herübergeschaut hatte, trat zögernd näher. Zwei dunkelrote Rosen hatte sie in der Hand, die sie dem jungen Soldaten mit unbewußter Anmut hinreichte. Frau Viers sah, wie eine helle Flamme das Antlitz ihres Jungen färbte.

„Also doch,“ dachte sie. „Meine Freundin Olga hatte recht. Die Tanzstunden bei Frau Hauptmann Leonhardt waren ein gefährlicher Boden. Ich hätte aufmerksamer sein müssen.“

Rose Berthold senkte das Köpfchen tief in ehrerbietigem Gruße. Dieser Gruß stimmte Frau Viers milde. Das junge Ding schwärmte für den lieben Jungen. Nun ja! Konnte es wohl anders sein? Er war doch zum Liebhaben wie geschaffen. Sie konnte stolz sein, daß ihr Junge überall offene Herzen fand. Und plötzlich griff sie selbst mit zu, als Rose sich mühte, ihre Blumen an Berners Gewehr zu befestigen.

„Es ist sehr lieb von Ihnen,“ sagte sie freundlich zu dem jungen Mädchen.

„Ach“ sagte der Wadtsch und drückte das Vatistücklein an die Augen, „das macht man doch immer —“

Kommandorufe schallten herüber. Werner mußte zurück in Reih' und Glied, mitten in die graue Menschenmenge hinein, die sich jetzt, wie von einer geheimen Kraft getrieben, in Bewegung setzte. Das Regiment marschierte um den Kasernenhof herum und dann zum Tore hinaus auf die Straße.

Als sie den Eingang zum Bahnhof erreicht hatten, sah Frau Viers zu ihrer größten Befürchtung, daß eine Postenkette das Publikum am Betreten des Bahnsteiges hinderte. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie hatte die Empfindung, als wenn sie Werner noch einen letzten Abschied schuldig sei. Da küßte sie, daß jemand seine Arm berührte. Es war Rose Berthold.

„Kommen Sie mit, gnädige Frau. — Wir können hinten herum gehen, der andere Eingang ist frei.“

Hand in Hand hasteten sie dorthin.

Auf dem Bahnsteig stand bereits eine dichtgedrängte Menschenkette. Frau Viers ließ sich von Rose weiterziehen, willenlos, mit einem dumpfen Gefühl des Schmerzes in der Brust. Wo war ihr Junge? Die Soldaten sahen alle einander so gleich!

„Da steht er,“ sagte Rose.

Der junge Freiwillige stand auf dem Trittbrett seines Wagenabteils und schaute mit suchenden Blicken umher. Als er die Mutter erkannte, flog ein Leuchten über sein Gesicht. „Noch acht Minuten, Mutter ...“

„Alles einsteigen!“ hallte das Kommando den Zug entlang.

Werner sprang behende noch einmal auf die Mutter zu. Sie küßte den Kuß der jungen Lippen. So innig hatte sie ihr Junge noch nie geküßt.

Die Türen wurden zugeschlagen. Wie durch einen Schleier sah Frau Viers, daß Rose Berthold sich auf das Trittbrett schwang und Werner die Hand reichte.

„Komm, wieder,“ sagte sie dabei.

Dann plötzlich — glitt der Zug vorwärts, als würde er von Geisterhand ge-

schoben. Frau Viers tat einen leisen Schrei, auf Berners Gesicht lag ein Lächeln, das wie ein verhaltenes Kinderweinen war. Er winkte mit der Hand.

Rose ließ ihr Taschentuch im Winde flattern. Und langsam rollte die Wagenreihe an den beiden Frauen vorbei, überall blickten Soldaten heraus, die Werner ähnlich sahen und doch fremd waren, ganz fremd.

„Kommen Sie,“ sagte Rose zu Frau Viers und zog den Arm der alten Dame fest an sich. Die Mutter ließ es willenlos geschehen.

„Möchten Sie mir noch ein Weilchen Gesellschaft leisten? Mir bangt vor dem Alleinsein,“ sagte Frau Viers zu Rose. Das junge Mädchen nickte freudig.

Sie stiegen die treppchenbelegten Stufen des großen Mietshauses hinan, in dessen oberstem Stockwerk die verwitwete Frau Magistratssekretär Viers eine Dreizimmerwohnung inne hatte. Rose Berthold küßte sich selbstsam beflommen. Sie war noch nie in einer Wohnung gewesen, die vier Treppen hoch lag. Ihre Freundinnen wohnten alle in den komfortablen Villen in Dahlem und Nikolassee. Sie selbst lebte mit ihrer Mutter in einer Villa im Grunewald.

„O weh,“ dachte sie. „Wenn Mama je erführe, daß ich zum Abschied der Soldaten nach der Kaserne gegangen bin, wenn sie wüßte, daß ihre Rose das Regiment begleitet hatte bis zum Bahnhof. Sie hatte den Jungen aber auch zu gern. Er war immer so ritterlich gewesen in der Tanzstunde, und er sprach immer so ernsthaft mit ihr, als sei sie eine ganz erwachsene Dame. Wie schön waren die letzten Gespräche gewesen, die sie miteinander in der kleinen Konditorei in der Potsdamerstraße geführt hatten. Von Englands Zukunft hatten sie geplaudert und über das arme, schändlich von seinen Bundesgenossen betrogene Frankreich, gegen das Werner jetzt in den Krieg gezogen war. — Eigentlich gilt's den Engländern,“ hatte er gesagt. „In dem Franzosen achten wir den ehrlichen Feind, aber England —“ Er hieb mit der Hand in die Luft.

Rose hatte seinen Worten mit leuchtenden Augen gelauscht.

Frau Viers schloß die Korridortüre auf.

„Einen Augenblick, liebes Fräulein. Ich bereite uns ein schönes Täschchen Kaffee,“ sagte sie und ließ Rose in ein kleines Zimmer treten. „Bitte legen Sie ab und nehmen Sie einstweilen Platz. Ich komme gleich.“

„Aber bitte, gnädige Frau,“ warf Rose ein, „machen Sie sich ja keine Umstände meiner wegen.“

„Nein, nein, liebes Fräulein. Ich habe ja auch noch nicht Kaffee getrunken.“

Rose war allein im Zimmer. Lächelnd zog sie die seidene Strickjacke aus und legte den Taschentuch mit der großen weißen Feder darüber. Langsam trat sie vor den Spiegel, der eine Ecke des Zimmers füllte und ordnete das vom Winde zerzauste Haar.

Dann schaute sie sich im Raume um. Sie sah ein rotes Plüschsofa, dem man vieljährigen Gebrauch anmerkte, denn die

Sitzpolster waren niedergebückt und der Bezug hatte seine ursprüngliche Straffheit eingebüßt. Zu beiden Seiten des ovalen Tisches, auf dessen roter Plüschdecke ein weißes, geflügeltes Deckchen lag, standen Sessel in altväterischer Form. Neben dem Weilerspiegel in der Ecke stand ein dunkles Kuchbaumvertiko mit Photographien in Stehrahmen darauf. Am Fenster war unter Zuhilfenahme von Blattpflanzen ein Vaseplätzchen geschaffen. Die Fenster waren mit gelblichen Lüllstores verhangen, um die sich wie ein Rahmen ein dunkelroter Behang legte.

Rose Berthold ließ sich in einen der Sessel sinken, lehnte den Kopf leicht hintenüber und schloß sekundenlang die Augen. Sie sah Berners Gestalt vor sich, wie er marschierend die schweren Stiefel mit sich schleppte und den gelbbraunen Tornister mit dem Mantel und dem Kochgeschirr darüber, der so entsetzlich schwer auf den Schultern lag. „Armer Junge!“ dachte sie voll Mitleid.

Da trat Frau Viers zur Türe herein, in den Händen das leise klirrende Kaffeegeschirr.

Rose Berthold sah mit geheimem Vergnügen zu, wie die feinen Hände der alten Dame den Kaffeetisch ordneten.

Der Kaffee war ausgezeichnet. Mit sichtlichem Behagen trank Rose die erste Tasse aus. „Ich war so durstig,“ sagte sie, als müsse sie sich entschuldigen.

„Nehmen Sie gleich noch ein Täschchen,“ bat Frau Viers. „Es sind ja so kleine Tassen.“

Sie tranken beide.

„Nun ist er auch fort,“ begann die Mutter seufzend. „Einer nach dem anderen.“

„Sie haben noch mehr Kinder?“ fragte Rose.

„Ich habe vier Söhne,“ erwiderte die Mutter. „Werner ist der Jüngste von ihnen.“

„Und Werner ist Ihr Liebling?“ fragte Rose schmeichelnd.

„Sie sind mir alle gleich lieb. Ich wüßte nicht, welchen ich als den König meines Herzens bezeichnen sollte.“

„Also vier Könige herrschen in Ihrem Herzen,“ gab Rose launig zurück. „Wie drollig das klingt: Vier Könige.“

„Das hier ist Theo, der Arzt. — Das ist Eberhard, der Obersteuermaat. — Das ist Rolf, der Ingenieur, jetzt ist er beim Freiwilligen Fliegerkorps. Und das hier ist Werner. Er trägt auf dem Bilde noch die Gymnastienmütze. Ein neueres Bild von ihm habe ich nicht. Er trat ja gleich von der Prima weg ins Heer ein.“

Rose betrachtete voller Neugierde die vier hübschen, klugen Gesichter.

„Sie sind einander sehr ähnlich,“ sagte sie. „Mit kleinen Abweichungen natürlich. Aber man merkt doch sofort die Zusammengehörigkeit.“

„Reinen Sie? — Ja, das mag wohl auf das Neuhere zutreffen. Im Wesen sind sie aber grundverschieden von einander. Und das gibt öfters Unstimmigkeiten. Der Charakter ist eben bei einem jedem verschieden.“

„Ja“ sagte Rose und bedachte dabei, wie es wohl zu Hause sein möchte, wenn sie drei Schwestern hätte; sie war das einzige Kind.

Schüchtern nahm sie die Bilder, eins nach dem anderen, in die Hand und betrachtete sie aufmerksam. Theo, der Älteste, war entschieden der interessanteste Kopf von allen. Ein edelgeformtes Gesicht mit kurzgeschorenem Wadenbart und unendlich gültig dreinschauenden Augen blickte aus dem Rahmen heraus. Eine feine Leidenslinie zog sich von der Nasenwurzel abwärts gegen die Mundwinkel.

Eberhard, der Seemann, hatte dasselbe länglich geformte Gesicht wie der ältere Bruder, er trug auch die nämliche Barttracht. Aber seine Augen blickten kühler und strenger als die des älteren Bruders, und das Gesicht hatte einen energischen Zug.

Rolf war der Süßeste von allen. Ein unendlich lebenswürdiges Gesicht schaute aus dem Rahmen zu Rose hin. In den Augen lag so viel Schelmerei und Uebermut, daß man unwillkürlich denken mußte: „Schade, daß das Bild nicht sprechen kann!“ Lockiges Haar beschattete die Stirn, die nicht so hoch war wie die der Brüder. Der Schnurrbart war fest gestutzt und ließ die weichen Linien des Mundes frei. „Ein entzückender Mensch!“ dachte Rose. „Ob Werner ebenso aussehen wird, wenn er wiederkommt?“

Werners Bild zeigte das Anabenhafte in viel deutlicherer Art, als es die Wirklichkeit gab. Die Züge trugen Ähnlichkeiten mit denen der Brüder, aber es war noch nichts Festes, Bestimmtes erkennbar. Kühl und gleichgültig, fast gedankenleer blickten die Augen.

„Er muß sich beim Photographieren fürchterlich gelangweilt haben,“ dachte Rose. Sie sagte zögernd: „Ich finde, er sieht hierauf fürchterlich jung aus. Das Bild ist wohl schon älteren Datums?“

„Es ist im Sommer vorigen Jahres aufgenommen, als Werner zur Prima versetzt wurde,“ sagte Frau Viers.

Roses feine Nasenflügel zuckten. „Ja, dann,“ dachte sie, „dazwischen liegt der Langozirfel und der himmlische, schöne Sommer.“ Langsam stellte sie das Bild wieder nieder.

„Ihre Söhne sind nun alle im Kriege?“ fragte sie.

Frau Viers nickte schwer. „Jetzt sind sie alle draußen. Theo praktiziert zur Zeit in einem Lazarett in Gent, Eberhard befindet sich auf der ‚Velpzig‘, beim deutschen Kriegsgeschwader unter Graf Spee. Rolf weilt auf dem östlichen Kriegsschauplatz als Flieger — und nun hat mich heute auch mein Jüngster verlassen.“

„Sie arme Frau!“ sagte Rose mitleidig. „Wie mag Ihnen zu Mute sein!“

„Eine Mutter muß vieles ertragen können,“ sagte Frau Viers. „Und das Los, welches ich trage, ist immer noch nicht das Schwerste.“

Ungern nur erhob sich Rose. Aber die kleine Schwarzwälder Uhr hatte soeben sieben klingende Schläge getan, und Rose mußte zur Abendmahlzeit um acht Uhr zu Hause sein. Sie drückte ihre jungen Lippen auf die Hand der alten Dame.

„Ich danke Ihnen, liebes Kind, daß Sie mir Gesellschaft leisteten,“ sagte Frau Viers herzlich. „Nicht wahr, Sie kommen bald einmal wieder zu mir?“

„Sehr gern, gnädige Frau!“

Als Rose Verthold die Treppe hinabstieg, kam eine alte Dame die Stiegen herauf. Sie blieb stehen, um die Fremde vorüberzulassen und wunderte sich über den seltsam forschenden Blick, mit dem diese ihre Gestalt von oben bis unten musterte.

„War sie bei dir?“ — Das waren die ersten Worte, mit denen Fräulein Olga Schroth ihre Freundin begrüßte.

„Wer?“ fragte Frau Viers und nahm der Besucherin Mantel und Hut ab.

„Na, Therese, du weißt doch, wen ich meine: Werners Flamm! Ich begegnete soeben auf der Treppe einer jungen Dame, die diesem Fräulein sehr ähnlich sah.“

„Ich habe Fräulein Rose Verthold mit mir heraufgenommen, weil mir vor der Einsamkeit bangte,“ antwortete Frau Viers. „Sie war auf dem Rajemenhofe und brachte Werner wundervolle Rosen. Nachher sind wir mit dem Regiment bis zum Bahnhofe gegangen und haben Werner abfahren sehen.“

„Du billigst das? Aber ich bitte dich, was soll denn daraus werden? Werner ist doch noch das reine Kind!“

Frau Viers lächelte matt. „Vorläufig sind sie ja durch viele Meilen getrennt und wenn das kleine Fräulein an Werner schreibt, dann hat er eine Freude mehr im feindlichen Lande. Nachher, wenn er erst wieder daheim ist, werde ich ja ernst mit ihm reden. Jetzt hätte das doch gar keinen Zweck gehabt.“

Fräulein Olga Schroth nahm umständlich auf dem Sofa Platz. „Das sind Erziehungsprinzipien, die ich nicht verstehe und absolut nicht gutheißen kann. Aber, es sind ja deine Jungen und nicht die meinen. Mir wäre an deiner Stelle schon mancherlei nicht recht gewesen. Zum Beispiel: Warum heiratet Theo nicht? Er ist zweiunddreißig Jahre, hat eine schöne Praxis und könnte an den besten Türen anknöpfen.“

„Das sind eigne Angelegenheiten der Kinder, liebe Olga, die man ihnen selbst überlassen muß,“ sagte Frau Viers.

Fräulein Olga Schroth reckte den hageren Oberkörper hoch auf.

„Liebe Therese, es ist nicht gesagt, daß derjenige, dem Kinder geschenkt werden, auch das Talent besitzt, um Kinder zu erziehen. Verzeihe meine Offenheit, aber habe ich nicht recht? Ich meine im Gegenteil, fremde Augen sehen schärfer als Mutteraugen. Das hast du ja an Werner erkennen müssen.“

„Daß das doch jetzt,“ sagte Frau Viers gequält. „Er ist ja nun fort.“

„Ja, und ich wünsche ihm auch alles Gute, alles!“

Frau Viers drückte die Hand der Freundin. „Ich danke dir, liebe Olga!“

„Schön also. Und was Theo betrifft, so möchte ich dir einen Vorschlag machen. Ein Arzt hat wenig Zeit, um auf die Brautschau zu gehen. Immer stehen für ihn die Kranken im Vordergrund des Interesses. Du verstehst mich, liebe Therese?“

„Du hast für Theo eine Partie in Aussicht,“ fragte Frau Viers neugierig.

„Gib ich, jawohl! Nun höre und staune. Es ist eine Amerikanerin. Eine Waise, völlig unabhängig. Jung, höch-

stens 24 Jahre alt. Und reich! — Ihr Vater besaß eine große Farm, die Hunderttausend an Reingewinn jährlich einbrachte. Jetzt bewirtschaftet diesen Besitz ein Onkel von ihr, bis er einen geeigneten Käufer dafür gefunden hat, und Maud Diggs, die es sich in den Kopf gesetzt hat, einen Deutschen zu heiraten, sucht einen Mann.“

„Woher kennst du sie denn?“ Frau Viers zitterte förmlich vor Spannung.

„O, du wirst erkennen, wie ich zu sorgen verstehe.“

Sie fuhr sich mit dem nach Kölnischen Wasser duftenden Taschentuch über die gerötete Stirn.

„Wo befindet sich denn diese Amerikanerin jetzt?“ fragte Frau Viers.

„Sie wird inzwischen wohl die Perreise angetreten haben, liebe Therese. — Allerdings kann sie nicht den graden Weg benutzen, der vielen Kriegsschiffe wegen. Aber das reizt sie gerade. Sie ist sehr mutig.“

„Kennst du sie denn persönlich?“

Fräulein Olga Schroth zog aus ihrer Tasche eine Photographie heraus, die sie der Freundin hinreichte. „Das ist sie.“ Frau Viers betrachtete das Bild aufmerksam.

„Ein reizendes Mädchen!“ sagte sie. „Wirklich ganz entzückend! Ja, wenn sich das alles so verhält, wie du sagst, dann könnte Theo ja gar keine bessere Wahl treffen. Wie bist du nur zu der Bekanntschaft gekommen?“

Fräulein Olga sah die Freundin einige Sekunden schweigend an und wendete sich an ihrer Keugler.

„Ganz einfach,“ sagte sie. „Auf die allernatürlichste Weise. Ich habe an sie geschrieben.“

„Geschrieben?“

„Nun ja. — Verstehst du das? — Das wieder nicht? Woher hat man denn auf eine der ersten Tageszeitungen abonniert? Doch hauptsächlich der Inserate wegen.“

„Ach, du hast auf eine Heiratsannonce geschrieben?“ Der Ton, in dem Frau Viers das sagte, klang so verächtlich, daß Fräulein Olga beleidigt aufsprang.

„Gestatte, liebe Therese, ich finde das sehr vernünftig von dem Fräulein. Woher sollte man denn sonst wissen, daß sie einen deutschen Gatten sucht?“

„Nun,“ sagte Frau Viers, „es wird wohl noch eine geraume Zeit vergehen, ehe sie nach Deutschland kommt — und Theo ist jetzt in Belgien.“

(Fortsetzung folgt.)

Krieg im Büro.

von Fr. A. Nallex.



Im kleinsten, leichten Büroraum der großen Handelsgesellschaft herrscht tiefe Stille. Der trübe Himmel schickt ein ungewisses Licht in diesen Raum, der so ganz und gar praktischen Zwecken dient, daß auch nicht ein Stück des gesamten Mobiliars entfernt werden könnte, ohne den Betrieb zu stören.

Augenscheinlich macht sich die Krieg... it be-



Französische Plattenvorräte auf der griechischen Insel Lemnos
im Hafen von Myrso.

merkbar, sonst könnte es nicht so einschläfernd still sein; niemand kommt herein, niemand spricht ein Wort, das Telefon hat seit Tagen nicht mehr geklingelt. Vauscht man in die Stille hinein, so vernimmt man das träge Summen einer Winterfliege und ab und zu ein leises Rascheln und Klirren, das von dem Hantieren mit Papier und Schere herrührt.

Das stille Zimmer hat zwei Bewohner, die beiden Lehrlinge der Gesellschaft. Villo ist der Ältere, der Gebildetere, der gern den Gedenken maršiert, ganz im Gegensatz zu Ruhnke, einem echten Berliner Kind, der so spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Seit Ausbruch des Krieges sind beide Todfeind, d. h. jenen heiligen Born, der die Lippen blaß und das Auge dunkel macht, verspürt nur der Kleine, während Villo von der Unzulänglichkeit seines Kameraden überzeugt ist und mit Verachtung straft.

Es ist ein schweres Geschick, seinem Feind gegenüberstehen zu müssen und sich nicht wehren zu können gegen herausfordernde Blicke, heimliche Sticheleien, die anonym sein sollen, aber leider nur allzu durchsichtig sind.

Villo ist ein langer, dünner Mensch, ganz in englischem Stil gekleidet; das langgehaltene Haar schief geschneitelt und erst hinten über dem Kragen kurz weggeschnitten. Als er vor zwei Jahren ein Hermesjünger wurde, verschlug ihn das launische Geschick auf sieben ganze Monate nach London, da er „brühen“ einen Onkel oder Vetter hat, der ihm gleich die überseeische Großzügigkeit beibringen wollte. Aber, wie gesagt, nur sieben Monate dauerte die Herrlichkeit, dann hatte das Schicksal abermals eine Laune und führte den jungen Mister zurück an den heimischen Strand der Spree. Doch hat ihn diese kurze Spanne Zeit bei den Beesessern dermaßen berauscht, ihn dermaßen hingerissen, daß er schwört, nur noch englisch zu denken

— by Jovis! — ja, wenn es möglich gemacht werden könnte, englisch zu träumen, englisch zu atmen. Was nun in Friedenszeiten viel Anlaß zu netten Redereien gab, wurde seit Kriegsausbruch ein Grund zu ernstesten Streitereien, die vielleicht in Tätigkeiten ausgeartet wären, wenn sich nicht doch ab und an die Türe einer höheren Gewalt geöffnet hätte.

Ruhnke war von der Jungmannschaft und bereits mit Gewehr und Signaltrompete ausgerüstet, Meister im Schützengrabenbau usw. Sein kleines, übervolles Dummjungenherz zog mit jedem Trupp ausrückender Soldaten mit. In den Krieg können, welche Wonne müßte das sein!

Erst der Abschied, alle Bekannten stehen um ihn herum und staunen ihn an, feldgrau vom Kopf bis zu den Schafstiefeln, das neue Lederzeug knarrt und der Trinkbecher klirrt leise gegen den Trägerhaken! Dann Blumen am Helm, eine lustige, sangvolle Eisenbahnfahrt mit Lächerlichkeiten und Liebesgaben — und dann endlich Feindesland! Sechszehn Jahre ist er alt. Mitte August hatte er sich auf die Strümpfe gemacht und war nach Moabit in ein Regimentsbüro gegangen, heimlich und allein. Nur die heißbrennende Hoffnung war mit ihm. Aber leider ist er klein, sehr klein, lange nicht so groß wie ein Gewehr mit aufgezogenem Seitengewehr. Der Unteroffizier hat ihn vielleicht gerade darum zu allererst gesehen und holt ihn am Kragen unter all den Hunderten von Freiwilligen vor.

„Was willst du denn, mein Junge?“

„Freiwillig melden —“

„Nichts zu machen. Wie alt bist du denn?“

„Sechszehn.“

„Aber auch gar nichts zu machen. Und nun eins — zwei — drei, links um kehrt — marsch!“

„Ach, Herr Unteroffizier —“

„Pascholl — in die Luft! Warte nur ab, kommst auch mal ran!“

Und draußen war er.

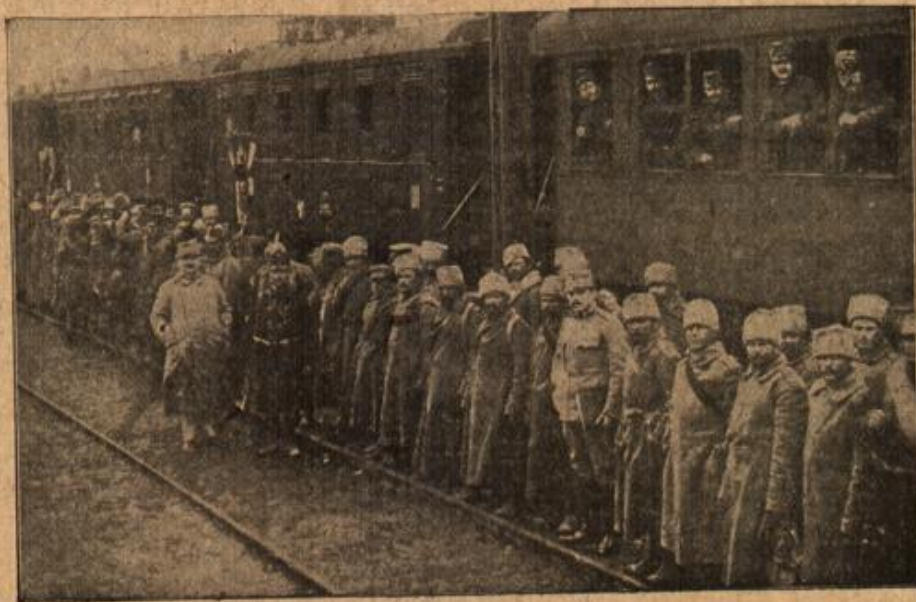
Dieses kleine Erlebnis machte den Kollegen zu seinem Feind. Am nächsten Morgen kommt er, geheimnisvoll flüsternd, zu Villo heran:

„Sie — ich hab' mir freiwillig gemeldet!“

„Na — und?“

„Sie haben mir rausgeschmissen —“

„So ist richtig. Hat doch wenigstens einer Verstand. Mensch, Mensch, Sie sind wohl ganz von Gott verlassen, in den Krieg gehen zu wollen, wo jetzt ganz England aufmarschiert, wo so große Mächte von allen Seiten über das kleine Deutschland herfallen. Erdrückt wird



Russische Gefangene, darunter mehrere Offiziere, warten ihren Abtransport aus Westgalizien in das Gefangenenlager ab.

Deutschland — einfach erdrückt wie eine Fliese!"

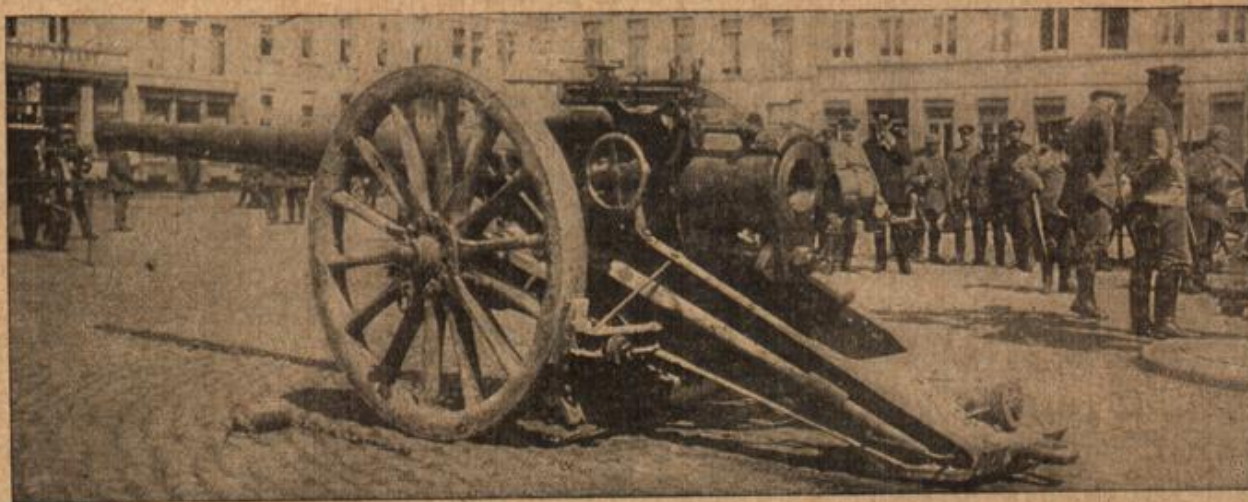
"Nu machen Sie man 'nen Punkt, Willo. Uns kann keiner antommen. Wir siejen — wir siejen!"

gelegt — echt englische Pose — und laut gemächlich sein Frühstücksbrot.

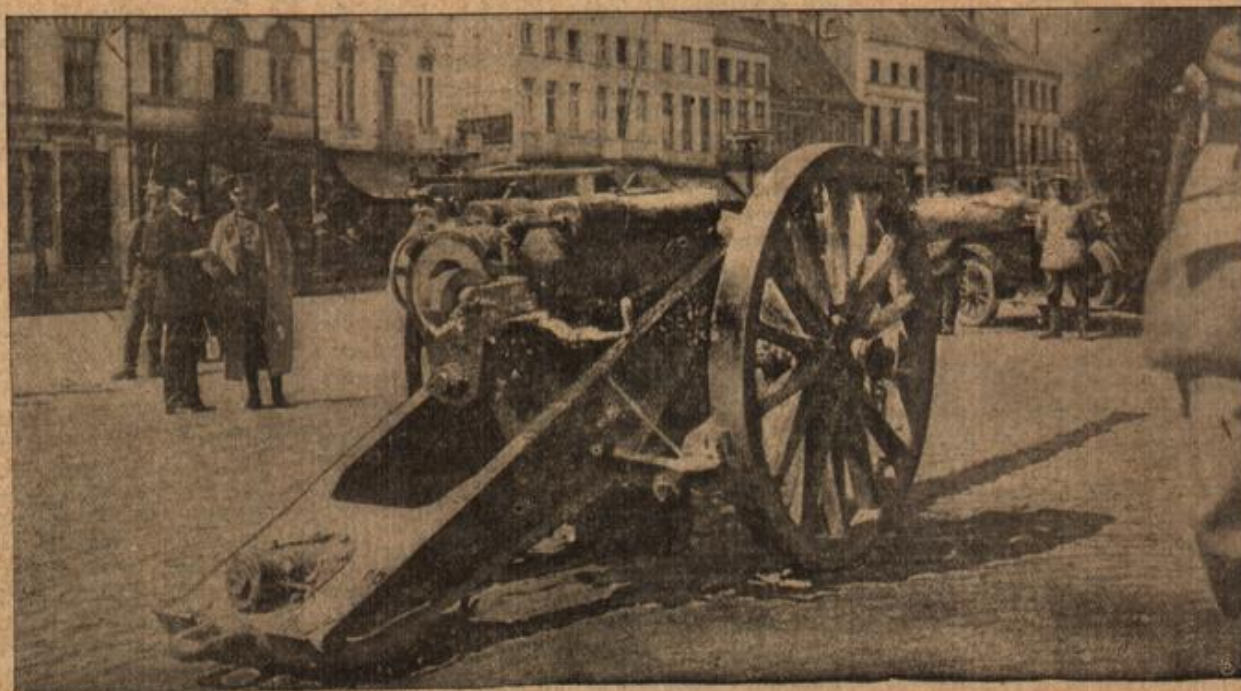
"Das wollen wir abwarten", sagt er nachlässig, "es steht noch, immer noch, in

gönnerrhaft fort: Sehen Sie mal, Ruhnke, mir können Sie glauben, ich habe die Welt doch schon von einem anderen Bissel gesehen als Sie. Die Engländer sind eine starke Nation und ihre Flotte

Kriegsbeute.



Unsere beiden Bilder zeigen uns recht beachtenswerte Beutestücke aus den Kämpfen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Es handelt sich um zwei von vier schweren englischen Geschützen, die unsere braven Feldgrauen bei dem äußerst schweren Ringen um Opern eroberten, was aber trotzdem von den Engländern ganz offiziell abgeleugnet wird.



Die Aufnahmen stellen zwei von den vier schweren englischen Geschützen dar, deren Eroberung durch unsere Truppen im Kampfgebiet von Opern von den Engländern amtlich abgeleugnet wird.

Seine Augen funkeln und seine runden, roten Backen färben sich dunkler. Triumphierend sieht er hinüber zu dem Kollegen. Aber der andere sitzt gelassen da, den rechten Fuß auf das linke Knie

den Sternen, ob deutsches Goldgeld noch mal Wert bekommt."

Er macht eine großartige, weitausladende Bewegung mit der Rechten, in der er das Butterbrot hält und fährt dann

beherrscht alle Meere — England wird siegen vermöge seiner ungeheuren Mittel so und so."

Der Kleine hört still zu, doch sein Herz klopfte heftig. Er sieht Willo misstrauisch

an, erschreckt bis in die tiefste Seele. Wie, wenn er recht hätte? — Sechs bis sieben Feinde gegen einen — aber die Jungmannschaft — der Gedanke an die Jungmannschaft hebt seinen Mut wieder. Vor allen Dingen darf er den Zweifel in der aufrichtigen Seele noch zeigen. Villos Worte bohren sich ihm ein, aber er hält sich tapfer.

Wenns so würde, wie Sie meinen, Villos, dann würden sich Bismarck und Nolte neumal im Grabe umbrehen. Für wen ergreifen Sie denn überhaupt Partei?

Nu — natürlich für Great Britain und La France, diese alten Kulturkräfte — sie haben sich bewährt und Deutschland soll erst zeigen, ob 70 nicht so ein Zufallsstückchen war. Vor allen Great Britain —

Er kann nicht zu Ende reden, denn Nuhnke springt von seinem Stuhl und suchst mit dem Visier durch die Luft.

Sie — Sie — Sie —? schreit er immerfort, aber die Wut schnürt ihm die Kehle so eng, daß er kein Wort mehr herausbringt.

Da wird die Tür geöffnet und ein altlicher Herr mit Brille und Kahkopf kommt herein.

Was ist denn hier los? Bitte um Ruhe! Ruhe! — auf den Platz, an die Arbeit. Und Ruhe — bitte ich mir aus!

Die Tür flappt wieder zu; die in ostpreussischem Tonfall und Akzent gesprochenen Worte sind verhallt. Nuhnke erwidert, er ist so voller Empörung und Bitternis, daß er am liebsten weinen möchte. Die ganze beleidigte Jungmannschaft spricht aus ihm.

„Mensch, Sie sind ja wahnsinnig!“

Mehr bringt er nicht heraus — das war sein letztes Wort an den Kollegen und der Anfang der Feindschaft.

Seitdem ist jene unheimliche Stille im kleinen Zimmer. Hin und wieder nur raschelt ein Blatt Papier oder klirrt die Schere. In einer Ecke steht ein kleiner Tisch, auf den vormittags ein Sonnenstrahl fällt, der sich über die Dächer stiebt, wenn ein Wind hoch oben die grauen Wollenmassen auseinander treibt. Der Tisch ist leer — über ihm hängt eine Karte von Europa, auf der alle Länder in verschiedenen Farben verzeichnet sind. Darunter ein Bild von Hindenburg. Wer fremd zu diesem Zimmer herein kommt, ahnt nicht, was für ein Leben in diesem stillen Winkel herrscht, wenn draußen die schwarz-weiß-roten Fahnen flattern und die Menschen Extrablätter in den Händen halten. Dann geht die Tür leise, ganz leise auf und vier oder fünf alte Herren kommen herein, Ostpreußen, die sich hier unter diesem Dach zusammengefunden haben — und wenn es sich gerade so trifft, sind noch einige „Nachbarn“ dabei aus der Provinz Posen, die ja schließlich die gleichen Interessen haben wie die Kollegen vom fernsten Nordosten. Dann kommt Nuhnkes schönste Stunde — dann wird hier an diesem Tisch Sieg gefeiert! Die alten Herren sprechen wenig, aber ihre Bewegungen sind lebhaft, ihre Augen glänzen. Der Abstand zwischen Lehrling und Sekretär ist vollständig verwischt, der Expedient weiß nichts mehr

von dem Ergeben sein, das der Kleine zu zeigen hat, einzig gilt die Sprache der Begeisterung und der Jubel, der aus dem überbollen Herzen dringt. Nuhnke darf in solchen Augenblicken unbekümmert seinen runden Kopf zwischen den Armen seiner Chefs durchdrängen und „Hurra!“ rufen, wenn der Herr Bürovorsteher die kleine Fahne schwenkt und die Plazpatronen knallen.

Seit der Weihnachtszeit schlingt sich eine grüne Papierkette, wie man sie fertigt, um den Tannenbaum zu schmücken, um Hindenburgs Bild — nicht sehr geschmackvoll, aber gut gemeint; die Westfront auf der Landkarte ist mit Fahnen bestückt, die aufs genaueste von Nuhnke gerichtet werden — ebenso die Ostfront. Da zieht sich die lange Doppellinie der deutschen und der blau-weißen, russischen Kriegsfarben von Norden her in geschwungenem Bogen um Preußen herum, geht über Lodz-Pomitz nach Westen und umflammt im Süden Warschau. Nuhnkes ganze Phantasie hängt an dieser bunten Schlange, die sich bewegt und ruht wie der Wille eines Einzigen es diktiert. Herrscht er nicht auch über die Feinde?

Nuhnke legt das Papier und die Schere, damit er sich geheimnisvoll beschäftigt hat, beiseite, rückt von seinem Stuhl herunter und geht hinüber zu dem Tisch, auf den er als turngeistiger Jungmann ohne Umstände heraufklettert. Er hat einen Zirkel und mißt und sinnt. Er mißt im Osten und zirkelt dann hinüber zur Mitte des Reiches. Niemand kennt seine Gedanken, aber auf seiner glatten Kinderstirn erscheint eine mühselige Falte. Bis ein Tag kommt — ein Februartag — da wird alles offenbar.

Auf dem Dach der Telegraphenagentur ist die Fahne hochgegangen — die Menschen laufen zusammen und lesen den Aushang und nicht lange, so eilen Boten mit Extrablättern durch die Stadt.

Hindenburgs Siegesbeute: Ueber 100.000 Gefangene!

Bis in den fernsten Winkel dringt die Kunde. Eine Stunde später hält auch der Kleine im Büro so ein inhaltsreiches Zeitungsblatt in Händen. Die Buchstaben tanzen ihm vor den Augen, er muß tief Atem holen, ehe er lesen kann und begreifen.

Da richtet sich seit Wochen zum erstenmal wieder Villos Stimme gegen ihn. Villos sitzt gelassen, wie immer, auf seinem Stuhl und hat sein Extrablatt wie einen Iridium zusammengelegt. Damit schlägt er knallend gegen die Tischkante.

Sie feiern nun den Osten, lieber Freund — aber warten wir ab. Was der Westen bringt, wissen wir nicht, wir werden es aber erfahren. Da, dann werden Sie nicht an Ihrem Extrablatt ersticken wie eben jetzt — oder doch vielleicht gerade! —

Nuhnke hört garnicht weiter auf ihn, bis ein Wort fällt, das ihn allemal toll macht.

Wenn Old England mit seiner Weltflotte auffährt —

Villos, sagt der Kleine mit bebender Stimme, während der Horn ihm alle Farbe aus dem Gesicht nimmt, Villos Ihre englischen Klänge schrecken uns nicht — mit

denen werden wir fertig. Bloß schade, daß ein anständiger Mensch mit Ihnen nicht fertig werden kann!

Damit dreht er sich um und denkt, daß jedes Tintenfaß zu schade ist, um es dem Verräter an den Kopf zu werfen.

Aber da geht wieder die Tür auf. Und feierlich wie eine Prozession kommen vier oder fünf alte Herren herein. Sie treten leise auf, als sie zu dem Tisch gehen, über dem das Hindenburg-Bild hängt.

Der alte Kassierer Romeit, dessen Bart so weiß wie sein dünnes Haar ist, hält das Extrablatt und ruft, als alle um ihn stehen, leise mit lauter Stimme: „Die Gesamtbeute aus der Winterschlacht in Masuren steigt bis heute auf 7 Generale, über 100.000 Mann, über 150 Geschütze und noch nicht annähernd übersehbares Gerät aller Art, einschließlich Maschinen-gewehre. Die zehnte russische Armee des Generals Baron Sievers kann hiermit als völlig vernichtet angesehen werden.“

Darauf tritt der Expedient vor: „Meine Herren“, sagt er feierlich, „wir haben uns hier versammelt, wie immer, wenn unser Generalfeldmarschall den Feind bezwang“ — aller Augen richten sich auf das Bild — „wir wollen auch heute unsern Salut schuß abgeben. Ich bitte, Herr Dömler!“

Der Angeredete ist der Jüngste von denen, die aus dem Land zwischen Weichsel und Memelstrom hierher verschlagen wurden; er legt eine kleine Miniaturkanone neuestens Typs auf den Tisch, mit der man Schüsse abgeben kann, „richtige Schüsse“ wie die Kinder sagen. Einen Augenblick ist's still wie in der Kirche, dann knallt das erste Rindblättchen.

„Für das Vaterland!“ — „Hurra!“

Eine kleine, gelblich-weiße Rauchwolke steigt auf, doch noch ehe sie verfliegen, folgt der zweite Salut:

„Für den Kaiser!“ — „Hurra!“

und endlich:

„Für Hindenburg!“ — „Hurra!“

Die Wolke ist dichter und größer geworden, sie zieht hinauf zu dem Bild und über die Landkarte hin, die nicht mehr nur eine Aufzeichnung von Ländern und Meeren ist, sondern der Boden, auf dem die Völker miteinander ringen. Gedanken, Hoffnungen, Wünsche kreisen um einen Punkt, der sonst untergeht in der ungeheuren Ausdehnung der Staaten, Namen fliegen auf und eilen von Mund zu Mund, unbekannte Namen, die den Kindern in der Schule bisher fremd blieben, auf die Erwachsene nicht achteten. Alles hat Bedeutung, alles ist ernst. Und ernst ist auch das Siegfeste der alten Bürogeister, wenn ihre glänzenden Augen auf das Kinderspielzeug gerichtet sind, mit dem sie den Ehrenschatz abgeben. Glücklich und Erregung schnürt ihnen die Kehle zu; an einem kräftigen „Hurra“ lassen sie ihren Jubel ausströmen.

Nuhnke, deine große Stunde ist gekommen! Die Schere hat geklickt, das Papier hat gerasselt und geknittert, er hat gezirkelt und Pläne geschmiedet. Nun drängt er sich vor und sagt mit fliegendem Atem:

„Meine Herren, wir siegen! Und dann nehmen wir uns Polen — und nu passen Sie auf!“ Noch ehe all die Erstaunten

wissen, wie ihnen geschieht, kniet der Kleine auf dem Tisch und hält eine weiße Papierscheibe auf das Land, wo die Ostarmee aufmarschiert ist. Er sieht sich triumphierend um — „und nu passen Sie auf —“ er rückt ein wenig zur Seite und deckt König Ludwigs Reich zu — „es ist gerade so groß wie Bayern!“ —

„Ruhste, Junge, hoch, hoch, hoch!“
„Des wollt ich man bloß sagen — was Hindenburg uns ranholt!“

„Hoch Hindenburg!“

Ein neuer Jubel bricht los. Aber noch ehe er verklungen, hat Herr Romeil mit einem einzigen Griff Billo beim Kragen und auf die Beine bekommen.

„Dummer Junge, Du blübst schon, wenn hier „Hoch“ gerufen wird, wenn wir Sieg feiern? Sie können mal auf ein Vierteljahr in die Lagerkeller gehen und Waren sortieren helfen. Mir scheint, die Glieder sind ihnen auf dem stillen Bälzbock eingerostet!“

Er schiebt ihn zur Tür. Die Tür ist gerade gegenüber dem Tisch, auf dem Ruhe steht. Dessen Wachen sind noch dunkler gefärbt als sonst, doch das harmlose Strahlen seiner ehrlichen Kinder-Augen wird nun verdrängt von einem Ausdruck boshafter Schadenfreude:

„Meine Herren, Old England hat Sabarie und muß ins Todenloch. Unter dessen stehen wir!“ —



An der russischen Grenze.

Von R. W. Infeld.



Die goldenen Glöckchen zitterten die vielen, kleinen Klappen des Haisfeldes.

„Auch, Mutti, als ob sie uns etwas sagen wollten!“

Die berbe, rotbäckige Frau streichelte die braunen Locken ihrer Jüngsten.

„Na ja, Christel, Vater wird wohl an uns denken. Du weißt, er mußte heute nach Goldap, ins Waffendepot.“

„Is Krieg, Mutti? — Aber die Russen werden uns nichts tun?“

„Bete, mein Kind, daß Gott uns schützt. Wir sind hier an der Grenze in sehr großer Gefahr.“ —

Die ersten Schatten der Dämmerung sanken hernieder, als Frau Adomeit mit ihrer Christel ins Dorf wanderte.

Ein Brot zur Abendsuppe fehlte. Es ging schmal zu bei Adomeits. Fünf Kindermäulchen waren zu stopfen, und der large Boden, den die Frau mit Hilfe ihrer beiden Aeltesten bearbeitete, gab nur spät und spärlich seine Früchte her.

Im Dorfe war alles wie sonst. Dem Bäcker sah man zwar die Aufregung an, daß sein Junge sich beim „Militär“ melden mußte. Doch eine richtige Mobilmachung war da ja noch nicht.

„Ich weiß nicht“ sagte Frau Adomeit, „mir ist heut so wunderbar zu Mute. Es wird doch nichts passieren? — Die Russen

Der dicke Bauer Weber, der reichste im ganzen Dorf, welcher gerade mit dem Bäcker einen Handel abgeschlossen hatte, lachte.

„Sie sehen Gespenster, Adomeiten. Es ist ja kein Krieg.“

„Für Frau Adomeit,“ sagte der Postbote, der die Frau durch die offenstehende Tür gesehen hatte. „Geld aus Berlin!“

Die Anderen sahen offenen Mundes zu, wie die Frau quittierte. Die Arme erhielt sonst nie Geld.

„Versuche, dich mit den Kindern in Sicherheit zu bringen,“ stand auf der Postanweisung.

Eine reiche Schwester, die sich sonst nie um Frau Adomeit kümmerte, gab ihr diesen Rat.

In Sicherheit! — Sollte sie fliehen, wenn ihr Mann hier die Grenze verteidigte? —

Nimmer! — Mann und Weib müssen zusammenstehen, Gott würde sie schützen.

Etwas schneller, als sie gekommen, ging Frau Adomeit an lüppigen Feldern vorbei — sie gehörte alle dem reichen Weber — ihrem aufengelagerten Häuschen zu. Die Glutstrahlen des Abends lagen auf den Garben und den noch nicht gemähten Aehren. Man war mitten in der Ernte.

Frau Adomeits Kesterte stürmte ihr entgegen. Sie zeigte stolz das Buppenkleidchen, das sie für Christel auf der Maschire genäht hatte und erzählte, daß Konrad, der zweite Junge ein hübsches Gericht Fische im Flüschen geangelt.

Die Mutter hörte garnicht zu. Jede Minute erschien ihr kostbar. Sie raffte das Beste aus den armseligen Habseligkeiten zusammen und schaffte es in einen kleinen Schuppen neben der Hütte.

Der Restig und Gestüpp bedeckte sie das winzige Verschlaglein.

Christel sah ihr staunend zu. „Kommen doch die Russen?“

„Ich weiß nicht, mein Kind.“

Die Frau wuschte sich den Schweiß von der Stirn, überzeugte sich davon, daß das soeben erhaltene Geld sicher an ihrer Brust verwahrt sei, und rief alle fünf Kinder zusammen.

„Wann braten wir denn die Fische, Mutter?“ fragte Konrad ungeduldig.

„Still, — hörst du nichts?“ —

Wüstes Geschrei erscholl in der Ferne. Am glühroten Horizont, dort, wo die Abendsonne am lieblichsten, wie ein helles Wunder, leuchtete, zeichneten sich viele schwarze, mit fliegender Eile dahingleitende Punkte ab.

„Die Kosaken!“ sagte Frau Adomeit. Ihre Hände hoben sich gefaltet zum Himmel empor. „Kommt, Kinder!“

Sie kroch mit ihren Füßen durch ein kleines Loch in das Verließ, legte Sand und Spreu vor die Oeffnung und lauerte sich an den Boden.

„Seid ganz ganz still, Kinder. Vielleicht erbarmt sich unser der liebe Gott und läßt uns am Leben.“

Lautlos, zitternd umschmiegte die kleine Schar die Frau. Christel steckte den Kopf unter die Schürze der Mutter.

Wie eine wilde Brandung umstosste die Geängstigten der Lärm. Man hörte Hülfe, Todeschreie, Trappeln vieler Pferde, höhnisches Lachen. Einmal war es ganz in der Nähe.

Ein Fußtritt traf den Schuppen. Aber die Dornen des Gestrüpps mußten dem Fuß übel mitgespielt haben. Ein Schimpfwort gellte.

Langsam verhallte das Geräusch der Stimmen. Die Horde zog weiter.

Frau Adomeit wagte sich lange nicht mit ihren Kindern hervor. Als sie es endlich tat, war die Nacht hereingebrochen. Der Sternenschein spiegelte sich in den entsetzten Augen der Kinder.

Unbeschreiblich ruhig und groß schaute der Himmel sie an, als wäre nicht soeben Verderben und Tod über die Fluren geritten.

Die Felder, die dem reichen Bauer Weber gehörten, waren von vielen Fußtritten zerstampft und zertritten. Am Ende des Dorfes lochte ein Feuerchein. Geschrei und Gewimmer drang aus den Häusern.

Konrad war in die Hütte geeilt. Er hatte Licht gemacht.

„Unsere Schrank und die Kommode haben sie zerschlagen, Mutter.“ berichtete er. „Und meine schönen Fische sind weg.“

Frau Adomeit kniete mit den Kindern unter freiem Himmel nieder. „Danken wir Gott, Kinder, daß er uns so wunderbar errettet hat!“



Das wittte Hus.

Ik weet en Stadt so still, verlaten,
Mit ohle, smalle, krumme Straten,
En Strät mit ruge Wäasserken,
Mit latje Häs un groze Böm.

Ik weet en Hus mit wittte Muur,
In't Kinstel steiht en Vogelbuer,
Un blö'n Geranten fierrot,
En bunte Ratt lecht sik de Pol.

En Starmag piept sien Summerleber,
Un Sünnschien glitzert döör de Bläder,
En junge Fru, up Aem ehr Kind,
Steiht döör de Dör un drömt un sinnt. —

In Schüttengraben stahn Suldaten,
Un ener kennt de ohlen Straten,
Un ener drömt trug Schlachtenbrus
Blots-vün sien ohles, wittes Hus.

Albert Petersen.

Einsprüche.

Verzage nicht, wenn das Leben stürmt.
Aus dem Verworrenen geht Ordnung und
Schönheit hervor. Fest mußt du ja die
Schreckensstürme des finsternen Winters ver-
nehmen, ehe dein Ohr sich in jenem milden
Tone beraudigt, den die Junge des Maies
in Blütengewöben läppelt.

Ernst und Scherz

Was man in verschiedenen Zeiten als Ueppigkeit tadelte. Die Angelsachsen schalten zu den Zeiten der Heptarchie die unter ihnen wohnenden Dänen lüppig, weil diese sich täglich kämmten, wöchentlich badeten und ihre Kleider nicht so lange trugen, bis sie total zerissen waren. Die alten schwedischen Schriftsteller nannten diejenigen ihrer Landsleute lüppig, die Brot aus reinem Korne aßen und ihr Wehl nicht mit gemahlener Baumrinde vermischten.

Die richtige Vorstellung. Ein an der Front weilender Soldat hatte seinem Vater einen Bericht über seine erste Schlacht gemacht. Darin hatte er geschrieben, daß er daheim sich wohl gar keine rechte Vorstellung machen könne, wie es hier draußen um ihn tobe. Darauf schrieb der Vater: „Lieber Karl! Wenn ich auch nit viel Fantastiek habe, von so ere Schlacht kann ich mer aber doch ganz gut e Bildche mache: sell ich ganz desselbe, als wenn ich erst um zwei Uhr morgens heimkomme — ich pfeif, die Mutter heult um alle Augenblick liegt mer was um die Ohre. Un bei mir ist es noch das Schlimms, daß ich die Kriegskosten zahle muß, was bei Dir nit der Fall ist. Aber in ein Punkt bin ich Dir über: ich hab schon mei Kreuz un Du willst dersch erst erwerben . . .“

Vierfüßige Scharade

von F. von Minna.

Wie schwer für den, der von den Ersten lebt
Und bessere Tage hat wohl schon gesehen.
Vielleicht ist lange er zurückgebebt,
Bis dies aus tiefster Not dann doch geschieht.

Gar mancher freilich ist es so gewöhnt,
Sich mühsam, spärlich dadurch zu ernähren.
Weh' dem, der solche Armen noch verhöhnt,
Statt ihnen Trost und Hilfe zu gewähren.

Wohl häufig ist's auch Arbeitsscheu u. Schuld,
Die dazu führt, die Ersten auszuüben.
Doch richte nicht! Hab' Mitleid und Geduld!
Dies in den Augen nur, den glanzlos trüben;

Was ihnen fehlt — das leid'ge liebe Geld,
Es ist gar häufig auch der Zweiten Sehnen.
Doch hier verbittert es nicht so die Welt
Und kostet selten Wangen oder Tränen.

Da lebt man lustig in den Tag hinein;
Wozu hat man den Onkel und den Vater?
Die springen schon zu rechter Stunde ein,
Sind eh' mal's auch erwacht mit manchem Raser.

Des Abends sitzt man im Theater gern
Und läßt des Ganzen hübsche Melodien,
In dem er glänzt als Titelheld ein „Stern“,
Mit Beifallsruf an sich vorüberziehen.

(Auflösung folgt in Nummer 29.)

Die deutschen „Barbaren“. Wir wurden in einem Dorfe bei dem französischen Städtchen S. einquartiert. Meine Anweisung lautete auf eine Witwe N. Ich trat in das ärmliche Haus ein, klopfte an der Thür und als ich keine Antwort erhielt, öffnete ich und stand in einer gewöhnlichen

Mäuse vor dem sichern Tod durch Cyankalium gerettet werden können durch nachträgliche Einverleibung einer nicht tödlichen Dosis Morphium. Von beiden Giften werden übrigens erstaunliche Dosen vom Mäusekörper vertragen. Welcher Art Umsetzungen zwischen den beiden Substanzen



Wir von der Kavallerie.

Courage! Naht der Deutsche sich mit Pulver und mit Blei:
Wir hauen und wir hauen und wir hauen — nebenbei,
Ist's an der Rhöne oder Marne oder Seine oder Rhein:
Wir reiten und wir reiten und wir reiten uns — hinein.

Bauernstube, deren wenige Gegenstände in solcher Unordnung umherstanden, daß ich glaubte, die Eigentümer seien geflohen, und ich mich selbst häuslich einzurichten begann. Nach einer Stunde dann erschien in der Thür eine Frau, die, die Hände flehentlich gegen mich ausstreckend, mit zitternder Stimme sprach: „Wollen Sie mich umbringen? O, bedenken Sie, ich habe Kinder! Nicht wahr, sie lassen mich leben?“ Ich glaubte anfangs, es mit einer Irrennigen zu tun zu haben, und erst als sie unter dem Bette drei kleine Kinder hervorzog und diese sich vor Angst in die Ecke verkrochen, aus welcher sie mich schen und furchtsam anschauten, verstand ich, daß auch hier wieder einmal die Verleumdung unsern Truppen vorausgegangen war. Als ich dann erklärte, daß ich kein Ungetüm sei, sondern ein gemüthlicher deutscher Soldat, der nur eine bescheidene Niederlassung beanspruche, da waren die armen Leute überglücklich. — Die Frau hatte sich in den Schweinestall, die Kinder unter das Bett verkrochen, weil man ihnen versichert hatte, die Deutschen seien wilde Barbaren, die Frauen erwürgten und Kinder schlachteten.

Cyankalium gegen Morphium. Die Beobachtung, daß ein Hund durch subcutane Einspritzung von Cyankaliumlösung aus einer schweren Morphinumartose erweckt wurde und sich in auffälliger Weise erholte, bis später die Vergiftungserscheinungen des Cyankaliums austraten, gab Veranlassung, das entgegengesetzte Verhalten beider Substanzen an einer Maus zu studieren. Aus den Versuchen ging hervor, daß tatsächlich

im Körper stattfinden, bleibt vorläufig unklar.

Liebe und Achtung. Man fragte einen Ungar, was ihm lieber sei: ein schönes Pferd oder ein schönes Weib. „Je nun“, sagte er, „lieb' ich Weiber sehr, aber ach! ich Pferd mehr!“

Rätsel-Ecke

Scherzrätsel.

Es hatten die feindlichen Staaten
Den Krieg sich anders gedacht.
Jetzt klagen sie's (was hier zu raten)
Bei unsern Sieben ganz sacht.

Sie glaubten, wir Deutschen alle
Wir wären's (ein Zeichen davor)
Wir würden in jedem Falle
Bald öffnen Türen und Tor.

Nun ist's Ihnen so geworden,
(Ein weitles Zeichen hier nützt),
Verrat und Lügen und Morden
Vor diesem Gefühl nicht schützt.

Wortspielrätsel.

Man fertigt hübsch warm das Rätselmort
Und schickt es zum Wort dann vielfach fort.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Herausgeber: A. Hering, Berlin.